

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 8 (1932)
Heft: 43

Artikel: Jede Zeit hat die Schwindler, die sie verdient
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756586>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jede Zeit hat die Schwindler, die sie verdient

Die «Zürcher Illustrierte» hat sich seinerzeit sehr gefreut, ihren Lesern einen Originalbericht mit einigen Bildern von der Rückkehr des Kriegsgefangenen Daubmann bieten zu können. Unser Berichterstatter ist damals mit Vollgas ins Badische gesauert und mit Vollgas hereingesaut. Wie alle Welt. Wir geben ihm das Wort, um sein Herz über diesen und andere Schwindler zu erleichtern.

1932: Das Land, in dem durch unglückliche Verträge der Haß gegen den alten Feind wachgeblieben ist, begrüßt jubelnd, hingerissen und monatelang kritisch den Mann, der diesem Haß wieder neue Nahrung gibt: den falschen «letzten Heimkehrer»



Eine Aufnahme Ignaz Hummels aus dem Basler Verbrecher-Archiv: er war 1924 wegen Einbruchs zu drei Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Landesverweisung verurteilt worden



Dieses Bild nahm unser Photograph, ebenso ahnungslos wie alle Welt, im Sommer 1932 während einer Unternehmung mit «Daubmann» auf. Es zeigt den schlimmen, gedrückten Geisteszustand des Mannes



Hummel während seinem letzten Aufenthalt in Berlin, wo er in den Frontkämpfer-Vereinigungen Vorträge über seine Erlebnisse hielt. — Bis Mitte September!

Die älteste große Schwindlergestalt unseres Jahrhunderts, der Schuster Wilhelm Voigt von Köpenick, ist in unseren Augen schon so verklärt, so zur klassischen Reife gediehen, daß man es wagen könnte, ihn und seine Tat zu verhelfen. Der Film wurde ein ganz großer Erfolg, er erschütterte und erheiterte in einem Atemzug. Jene, die ihn gesehen haben, werden die Stelle nicht vergessen, in welcher die Weltwirkung der Köpenickiade vorbildlich wurde: jene, da in rascher Folge die Zeitungen aller fünf Kontinente hinwirbeln, während ein immenses, ein nicht endenwollendes, tiefes, befreiendes Gelächert ertönt. Der Fall des Offenbacher Schneiders Ignaz Hummel, der sich als in der Weltkrieg verschollene Soldat Oskar Daubmann ausgab und vier Monate lang alle, aber auch wirklich alle an der Nase herumführte, von den Regierungsstellen angefangen bis zu den Eltern Daubmanns, — diese neue Köpenickiade wird kein befreiendes Gelächter hervorrufen, obwohl sie unendlich viele komische und groteske Elemente enthält: Schon der Gedanke an die beiden alten Eltern, die nun wieder vor einem doppelt grausamen Nichts stehen, würgt einen in der Kehle. Und die Vorstellung des Landes, das in seiner unglücklichen Lage alles gierig aufsaugt, was den Haß gegen den ehemaligen Feind nähren und rechtfertigen könnte, legt sich wie ein dunkler Schatten über alles. Es bleibt also nur ein Lachen, eines, das immer und auf alle Fälle zu empfehlen ist: das Lachen über sich selbst.

Der Schreiber dieser Zeilen fuhr seinerzeit, im Sommer 1932, im Auftrag der «Zürcher Illustrierten» mit einem Presse-Photographen nach Freiburg i. Br., um mit dem «letzten Heimkehrer des Weltkrieges» zu sprechen und über ihn zu berichten. Was ich in dem großen, stillen Krankenhaus, in das man ihn zur Erholung gebracht hatte, zu sehen bekam, war ein magerer Mann mit lehmfarbener Gesicht, schlechten Zähnen, mit unsicheren traurigen Augen, übermäßig, sehr primitiv, geplagt von krankhaften (sicherlich echten) Gesichtszügen. Ich konnte im ganzen drei Stunden mit ihm verbringen. Er war umlagert von Reportern, Freunden, Verehrern, Neugierigen. Ein Berichterstatter des großen Berliner Ver-

lages Ullstein war speziell für einen längeren Aufenthalt nach Freiburg beordert worden und beschäftigte sich schon seit mehr als einer Woche in täglichen Unterredungen mit ihm. Die deutsche Regierung hatte einen

Kommissar hingesandt, der gemeinsam mit den Behörden den Fall näher untersuchte, seine Aussagen protokollierte, in durchaus positivem Sinn nach Berlin berichtete und eine weitere diplomatische Untersuchung der An-

1906: Die Zeit des übersteigerten Vorkriegsmilitarismus hat ihren Anpranger, — den Hauptmann von Köpenick



Die unsterbliche Geschichte des Hauptmanns von Köpenick, den schönsten und wahrhaft klassischen Schwindler der Neuzeit, kennt heute jedes Kind! 1906 verschaffte sich der Schuster Wilhelm Voigt, wegen Bagatelldelikt unzulässig Male vorbestraft, bei einem Trödel eine alte, aber echte Hauptmanns-Uniform, befahl kraft dieser ein paar Soldaten zu sich her, fuhr mit ihnen nach Köpenick, besetzt das Rathaus, verhaftet ohne weiteres den Bürgermeister, beschlagnahmt die Stadtkasse, ließ beides nach Berlin bringen, — und verschwand. Kurz darauf wird er verhaftet, von dem ratlosen, grenzenlos beschämten Gericht zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt, wird vor Ablauf der Frist begnadigt und verbringt, von einem der vielen heimlichen Gönner unterstützt, einen gemüthlichen Lebensabend. Der preussische Ueber-Militarismus der Vorkriegszeit wurde durch seinen Streich endgültig der Lächerlichkeit preisgegeben

1926: Die Zeit der Restaurierungselüste, der Sehnsucht nach der Vergangenheit, der Monarchie, hat Harry Domela, den falschen Prinz



Selten hat die Welt so gelacht, wie im Dezember 1926, als bekannt wurde: Irgendein junger Mann hat wochenlang Adlige, Bürger, Militärs und Behörden zu seinen devoten Untertanen gemacht, indem er sich als ältesten Sohn des ehemaligen Kronprinzen ausgab. Es war Harry Domela, ein junger verarmter Deutsche, aus gutbürgerlicher Familie. In den großen Schwindel wurde er, der Willensschwache, Arbeitslose, tatsächlich hineingestoßen von den Kreisen, die leicht an einen Prinzen glauben, weil sie an ihn glauben wollten, weil sie ihn brauchten. Im Gegensatz zum Schuster Voigt, der genau wußte, was er wollte, wußte Domela bestenfalls, was er nicht wollte: er wollte nicht Kuli sein. Sein gutes Aussehen und die natürliche vornehme Haltung, die den meisten Deutschbalen eigen ist, taten das übrige als «Wilhelm, Prinz von Preußen» reiste er im Lande umher, überall auf devoteste empfangen, überall als echter Hohenzoller begrüßt und gefeiert. Der Zusammenbruch, die Verhaftung kam in dem Augenblick, als er zur Fremdenlegation nach Frankreich reisen wollte. Seine Memoiren, die er in der Untersuchungshaft schrieb, sind ein soziales Dokument von dauerndem Wert, ein Spiegel des verworrenen, unsicheren Nachkriegsdeutschland

gelegentlich gemeinsam mit den französischen Behörden einleitete. Auf dem Tisch des Krankenzimmers häuften sich in hohen Stapel die Briefe, die er täglich aus ganz Deutschland bekam und die er mit viel vorgedruckten Formularen beantwortete. Mit zärtlichem Lachen zeigte er mir eine Flasche Wein, die ihm seine alte Mutter geschickt hatte, zusammen mit einem unbeholfenen lieben Brief. «So was schickt sie mir alle Tage.» Ich versuchte, ihn zum Sprechen zu bringen, zum Erzählen seiner Erlebnisse, — er tat es langsam, widerwillig und immer mit dem Hinweis, daß er eigentlich noch nichts erzählen dürfe, denn er hätte doch seine Memoiren bereits einem Verlag verkauft. Auf exakte Fragen, besonders geographischer und politischer Natur, reagierte er sehr empfindlich, steckte oft den Kopf wie ein trotziges Kind zwischen die Schultern und murmelte: «I red net gern davon.» Ein Jugendfreund Daubmanns, ein redlicher, angesehener Bürger Endingsen, kam ihn zu besuchen und ich war Zeuge, wie die beiden Männer beieinander saßen, Jugenderinnerungen aufwärmten, wie der Mann mit dem «Oskar» über die Regimentskameraden sprach und von dem Tag, an dem er selbst verwundet umgesunken war.

Als er dann störrisch und mit plötzlicher Müdigkeit erklärte, jetzt habe er nichts mehr zu erzählen, ließ ich ihn, unterhielt mich noch mit dem ruhigen, klugen Arzt, der ihn behandelte und der mir bestätigte, daß es sich zweifellos um einen authentischen Fall handle und daß die vielen Merkwürdigkeiten und Gedächtnisfehler des Mannes auf eine in der fünfzehnjährigen Einzelhaft erworbenen Nervenkrankheit zurückzuführen seien.

Dann fuhr ich heim. Mein Herz war schwer von Mitleid, Kummer über die vielen Ungerechtigkeiten, Angst vor einem nächsten Krieg, Sehnsucht nach Friede und Güte.

Vier Monate später melden Radio, Telefon, Zeitungen: es war kein Held, — es war ein Schneider; ein armer kleiner Schwindler, der durch seine heldenglorreiche Zeit zum großen Schwindler, zum europäischen Fall wurde, dessen Tat im Quadrat der ihn umgebenden Menschennegativ wuchs — viele Monate lang. Nun flattern meine oben erwähnten Gefühle herrenlos und einsam in der Luft umher und suchen ein neues Objekt, auf das sie sich niederlassen können. Sie werden es sicherlich bald und mühelos gefunden haben, — denn es gibt nur wenige Schwindler in der Welt, aber entsetzlich viel Unglück.

1920/25: Die russische Emigration, die über ganz Europa verstreut ist, schafft sich das Bild ihrer Sehnsucht: die falsche Großfürstin Anastasia



Am 17. Februar 1920 wurde in Berlin aus dem Landwehrkanal ein junges Mädchen gezogen, das in selbstmörderischer Absicht hineingesprungen war. Sie blieb auf alle Fragen stumm und wurde als Geistesranke nach einer Irrenanstalt verbracht, in der sie zwei Jahre blieb. Neben ihr in der Anstalt lag eine 54jährige Frau, frühere Erziehlerin beim russischen Adel, die in dem «Fräulein Unbekannt» die jüngste Tochter des ermordeten russischen Zaren, Anastasia erkennen wollte. Von hier aus nahm der phantastische Schwindel seinen Ausgang: der von seinen der Betrügerin und der Betrogenen mit viel Hysterie und politischer Sehnsucht durchsetzt war. Anastasia wurde nicht nur von Emigranten, sondern auch von Mitgliedern der Zarenfamilie und der ehemaligen russischen Aristokratie als Zaren-tochter anerkannt und hielt, wie die Presse berichtete, allen Fragen und Prüfungen stand, — allerdings immer nur unter Berücksichtigung des Umstandes, daß eben ihr Gedächtnis durch die grausamen Erlebnisse ihrer Flucht sehr gelitten habe. Die Leichtgläubigkeit der Menschen, wenn es sich um Dinge handelt, die sie glauben wollen, geht am besten daraus hervor, daß der Großfürstin Anastasia, die gar nicht existierte, wurde, trotzdem sie, die Zaren-tochter, nur deutsch sprach, — russisch und englisch hatte sie angeblich vergessen. In New York, wohin Freunde sie brachten, kam durch Klatsch und Gerüchten alles los, — und vor wenigen Wochen ging eine kurze Nacht durch die Zeitungen: der Beweis, daß sie nicht Anastasia, sondern eine mit außerordentlicher Einfühlungsvermögen und medialen Fähigkeiten begabte Deutsche sei, ist restlos gelungen. Sie hat ihr zusammengebrochen, hat ein Geständnis unterschrieben und sich verpflichtet, sich ein Stills zurückziehen: die Strafverfolgung wird — mangels Antrag und wahrscheinlich auf Wunsch der Romanows — unterlassen



Arbeitslosen-Unruhen in England. In Belfast in Nordirland planten die Arbeitslosen einen Protestmarsch als Antwort auf die Herabsetzung der Unterunterstützungen. Die Regierung verbot den Marsch. Schwere Zusammenstöße mit der Polizei waren die Folge. Ein Toter, 40 Verwundete. Auf dem einen Bild das aufgeborene Holzpflaster, ein Haufen Blöcke brennt noch, ein Junge wärmt sich daran die Hände. In der Nacht gab es mehrere Brände. Zur Verstärkung der Polizei sind Truppen in kriegsmäßiger Ausrüstung nach Belfast beordert worden



Kulturkampf in Mexiko. Mit dem Präsidentenwechsel in Mexiko ist der Kampf zwischen Kirche und Staat in dem ewig unruhigen Lande neu aufgeflammt. Der Erzbischof von Mexiko Pascual Diaz ist wegen Ausübung unerlaubter gottesdienstlicher Handlungen zuerst verhaftet und dann des Landes verwiesen worden

Der Mordprozeß Cecchini in Locarno. Am 3. April 1930 erschloß der 22jährige Italiener Luigi Cecchini mit zwei Revolvern auf offener Straße seine gleichaltrige Frau, die aus Berlin stammende Eva Koppel. Seit drei Jahren waren die beiden verheiratet. Jetzt stand der junge Mann unter der Anklage des vorbedachten Mordes vor den Geschworenen und wurde zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt. — Bild: Cecchini in Begleitung von Polizisten und Richtern am Tizort in Ascona



Aufnahme Lesener